



Josef Krammer / Josef Hoppichler

Ökonomie und Politik der natürlichen Ressourcen

8. Mensch und Politik

Wintersemester 2004/05



8. Mensch und Politik

Was macht den Menschen zum Menschen; Unterschied zwischen Mensch und Tier; der Mensch ist ein „politisches Wesen“; warum?

RIBOLITS, Erich: Das Menschenbild in der Pädagogik – aus Skriptum zur „Politischen Bildung“ (21 Seiten)

2. DAS MENSCHENBILD DER PÄDAGOGIK

*Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Lasst euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Missbrauch rasender Toren,
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.*

Friedrich Schiller: Die Worte des Glaubens

Der Mensch ist frei – ein »wahres« Wesen des Menschen kann es somit nicht geben:

Nicht nur Überlegungen zur Frage, wann Erziehung und Unterricht »richtig« abläuft, sondern auch jede Aussage darüber, wie mit Menschen in bestimmten Situationen so umgegangen werden soll, dass sie bestimmte Reaktionen und Verhaltensweisen entwickeln, wurzelt in einer impliziten »Theorie des Menschen«, baut somit auf einer bestimmten »Anthropologie« (= Wissenschaft vom Menschen) auf. Auch wer sich bloß überlegt, wie er seiner/seinem Freund/in oder Partner/in zu einer bestimmten Verhaltensänderung bewegen kann und dabei in der Regel kaum das Gefühl hat, »pädagogisch« tätig zu sein, operiert mit einem – meist allerdings kaum bewussten bzw. reflektierten – »Menschenbild«. Unser Umgehen mit anderen Menschen ist in jeden Augenblick beeinflusst von bestimmten Vorstellungen darüber, wer oder was der Mensch ist und wie er »funktioniert«. Geht es allerdings um berufliches Handeln in pädagogischen Arbeitsfeldern, darf das die Einstellungen und Handlungen leitende Menschenbild nicht verdeckt bleiben, seine Reflexion stellt die wesentlichste Grundlage für professionelles praktisch-pädagogisches Handeln dar.

Im Zentrum des pädagogischen Menschenbilds steht die Definition des Menschen als jener Spezies, der die Natur bestimmte Reaktionen und Verhaltensweisen nur in geringem Ausmaß auferlegt. Zwar kommt selbstverständlich auch der Mensch mit einer bestimmten genetischen Ausstattung auf die Welt, doch diese zwingt ihn nicht in die engen Bahnen einer von der Natur vorgegebenen Entwicklung; was aus einem Menschen jeweils konkret wird, ist weitgehend offen. Der Mensch ist seiner durchaus vorhandenen und sich in Form von Trieben und Instinkten artikulierenden Verbindung mit der Natur nicht im gleichen Maß wie seine tierischen Verwandten ausgeliefert; er hat die prinzipielle Fähigkeit sich über natürliche Impulse zu erheben. Menschliches Sein ist nicht an ein durch die Natur vorherbestimmtes Sollen gebunden.

Tiere sind weitgehend durch natürliche Impulse gesteuert und sind genetisch auf ein be-

stimmtes Leben unter bestimmten Umweltbedingungen programmiert; sie gehen unmittelbar in ihrem Sein und ihrer Umwelt auf. Durch die Natur weitgehend im Sinne eines Ursache-Wirkungs-Verhältnisses determiniert, besitzen sie keine Distanzierungs- und auch keine Wahlmöglichkeit. (So hat z.B. ein Hund – auch wenn er von seinem menschlichen Betreuer überfüttert wurde – nicht die Möglichkeit, sich zu einer Abmagerungskur *zu entschließen*, weil er seinem Nahrungstrieb *ausgeliefert* ist.) Für den Menschen sind die auf ihn wirkenden Einflüsse (innere und äußere Natur sowie Gesellschaft) hingegen niemals »Determinierung« sondern stets bloß »Anlässe« für sein Handeln.

Das ist gemeint, wenn davon gesprochen wird, dass der Mensch grundsätzlich *frei* ist; er ist prinzipiell in der Lage, über seine Existenzweise *autonom und mündig* zu entscheiden. Er ist durch die Natur nicht festgestellt; ein spezifisches, sich in einer bestimmten, operationalisierbaren (= in Form *beobachtbarer* Kriterien definierbaren) und empirisch feststellbaren Lebensart artikulierendes »wahres oder ursprüngliches Wesen des Menschen« gibt es somit nicht. An welchen Haltungen und Verhaltensweisen Mensch-Sein gemessen wird, entscheidet sich – von den Machtverhältnissen jeweils in höchstem Maße beeinflusst – in Relation zum aktuellen gesellschaftlichen *Status quo* (→ [Mirandola: Würde des Menschen](#)). Carl Linne, der im 18. Jahrhundert die binäre Nomenklatur zur wissenschaftlichen Klassifikation aller Arten geschaffen hat, bezeichnete den Menschen nicht zufällig ursprünglich auch als »*Homo nosce te*« – das Wesen, das *sich selbst erkennend*. Der Mensch *hat* zwar eine natürliche, er *ist* jedoch eine politische Existenz, das »Menschliche« bedarf eines Willensaktes und muss immer wieder aufs Neue »geschaffen« werden.

Wir kreieren uns als das aus der restlichen Natur herausgehobene Wesen Mensch, indem wir jene spezifische Gestaltungsform des Lebens schaffen, die wir in Abgrenzung zur Existenz in unbewusster Harmonie mit der Natur – dem natürlichen Leben – mit dem Begriff Kultur umschreiben. Unter Verwendung des aus jüdisch-christlichen Tradition stammenden Begriffs „Seele“ ergibt sich folgende Aussage: Das Besondere am Menschen lässt sich nicht durch die Vorstellung einer „Extraausstattung Seele“ eines ansonsten tierischen Organismus erfassen; also dadurch, dass angenommen wird, der Mensch hätte, im Gegensatz zur sonstigen belebten Natur – quasi als Draufgabe – auch noch eine Seele. Der Mensch ist nicht Tier *plus* Seele, er *unterscheidet sich vom Tier nicht quantitativ sondern qualitativ!* Die biologische Natur des Menschen und seine Seele stellen, wie die beiden Seiten einer Münze, eine polare Einheit dar und existieren nur in ihrer dialektischen Bezogenheit; der Mensch definiert sich über die wechselweise Bedingtheit von Bios und Logos.

In diesem Zusammenhang kann gerade heute – wo es einerseits en vogue ist, menschliche Verhaltensweisen durch biologische Argumentationen zu erklären und andererseits viel-

fach ein Leben im Einklang mit der Natur idealisiert wird – gar nicht deutlich genug darauf hingewiesen werden, dass es dem Menschen – *per Definition* – gar nicht möglich ist, sich »naturwüchsig« zu verhalten, also bloß Natur zu sein. Menschliche Entwicklung vollzieht sich über die *Auseinandersetzung* mit der Natur, also durch Abgrenzung und nicht durch ein Einfügen oder Aufgehen in ihr. Dazu schrieb Friedrich Nietzsche schon vor mehr als 100 Jahren. „»Gemäß der Natur« wollt ihr leben? O ihr edlen Stoiker, welche Betrügerei der Worte! Denkt euch ein Wesen, wie es die Natur ist, verschwenderisch ohne Maß, gleichgültig ohne Maß, ohne Absichten und Rücksichten, ohne Erbarmen und Gerechtigkeit, fruchtbar und öde und ungewiss zugleich, denkt euch die Indifferenz selbst als Macht – wie *könntet* ihr gemäß dieser Indifferenz leben? Leben – ist das nicht gerade ein Anders-sein-wollen, als die Natur ist? Ist Leben nicht Abschätzen, Vorziehen, Ungerecht-sein, Begrenzt-sein, Different-sein-wollen? Und gesetzt, euer Imperativ »gemäß der Natur leben« bedeutet im Grunde soviel als »gemäß dem Leben leben« – wie könntet ihr’s denn *nicht*?“

Vernünftig kann nur sein, was für den Menschen »lebensdienlich« ist:

Allerdings lässt sich – ausgelöst durch die Erkenntnisse über unvorstellbare, durch Menschen verübte Gräueltaten oder die katastrophalen ökologischen Folgen menschlichen Verhaltens – in den letzten Jahren eine zunehmende Skepsis gegenüber der Vorstellung vom Menschen als einem, aus der restlichen Natur herausgehobenen, »besonderen« Wesen konstatieren. Diese Skepsis gipfelt bisweilen in der Behauptung, dass der Unterschied in der Bewertung von Menschen und Tieren bloß ein unbeweisbares Konstrukt sei und nur menschlicher Präpotenz (= Großmannssucht) entspräche. Manche Kritiker gehen sogar soweit, das neuzeitliche anthropozentrische (= den Menschen in den Mittelpunkt stellende) Weltbild mit dem Rassismus zu vergleichen.

Im Gefolge solcher Ansichten werden dann fallweise auch Bezeichnungen wie »Tier-KZs« für Hühnerlegefabriken oder Pelztierfarmen verwendet. Hinter derartigen Aussagen versteckt sich die Behauptung, dass zwischen der massenhaften und systematischen Ermordung von Menschen während des Nationalsozialismus und heutigen Formen der industriellen Zucht von Tieren zum Zweck der profitablen Verwertung kein qualitativer Unterschied bestünde. Und es ist tatsächlich so: *Wer den Menschen (in der Bedeutung von Gattung!) mit seinen Bedürfnisse und Interessen nicht zum Bezugspunkt der Argumentation nimmt*, kann einen Unterschied in der Behandlung von Mensch und Tier moralisch kaum rechtfertigen. Werden sie als gleichwertig erklärt, müssten sie auch gleiche Rechte genießen. Konsequenterweise müsste – von jemandem der Mensch und Tier gleich bewertet – die Bekämpfung einer Heuschreckenplage in der Tat als etwas genauso Verwerfliches angesehen werden, wie der fabrikmäßige Massenmord in den faschistischen Konzentrationslagern.

Dass dies absurde Konsequenzen hätte, braucht wohl nicht besonders erklärt zu werden; aus wissenschaftlich-rationaler Sichtweise kann es dementsprechend keine Alternative zum anthropozentrischen Denken geben. Es aufzugeben, aus der Interessenslage des Menschen zu argumentieren, bedeutet letztendlich, *es aufzugeben, vernünftig zu argumentieren!* Auch ökologische Problemstellungen, wie beispielsweise die Frage, ob die Natur in einer bestimmten Ausprägung zu schützen ist oder »zerstört werden darf«, lassen sich vernünftig nur vom Standpunkt des Menschen und nicht aus der Sichtweise einer Gleichwertigkeit aller Lebewesen klären. Würde sich nämlich beispielsweise eine Stubenfliege eine Meinung über ihre Umwelt bilden könnte, dann würde sie das Fehlen faulenden Fleisches in der Stube wahrscheinlich als existenzielle Zumutung empfinden und nur bereit sein, von akzeptablen ökologische Verhältnisse zu reden, wenn sich die Katze unter dem Sofa erbrochen hat und damit eine Fülle von Nahrungsressourcen verfügbar geworden sind.

Ein Ablehnen des anthropozentrischen Weltbildes hat aber noch viel weiter reichende Konsequenzen: Ist der Mensch innerhalb der Natur nichts »Besonderes« mehr, lässt sich auch nicht mehr mit einer besonderen »Würde des Menschen« argumentieren. Die im Wesentlichen aus ökonomischer Sichtweise vorgenommene Einteilung von Lebewesen in »Nützlige und Schädlinge« ließe sich ohne logischen Argumentationsbruch dann problemlos auch auf Menschen übertragen. Es ist wohl davon auszugehen, dass das Wertevakuum, das durch ein Aufgeben des anthropozentrische »Bewertungsschemas für Gut und Böse« entstünde, sehr schnell durch ökonomische Werte aufgefüllt würde – gut ist, was dem Profit dient. Es gäbe dann keine *moralische* Schranke dafür mehr, im Sinne ökonomischer Verwertungsprozesse »brauchbarere« Menschen, auch als »wertvoller« zu bezeichnen. Letztendlich öffnet das Abgehen vom anthropozentrischen Weltbild somit der Rechtfertigung gesellschaftlicher Ungleichbehandlung von Menschen Tür und Tor.

Der Mensch ist Mensch, schon vor und auch ohne Erziehung:

Wie groß der Spielraum ist, den die Natur dem Menschen in seiner Verhaltensausprägung lässt, zeigt sich an Fällen, wo Kinder ohne bzw. mit äußerst wenig Kontakt zu anderen Menschen aufgewachsen sind. Derartiges hat es in der Geschichte aufgrund unterschiedlicher Ursachen immer wieder gegeben; insgesamt wird in diversen Berichten der letzten Jahrhunderte von etwa fünfzig solchen, von Zivilisation und Kultur abgeschieden aufgewachsenen Kindern berichtet. Von ganz wenigen dieser Fällen, die aufgrund relativ genauer Aufzeichnungen wissenschaftlich auswertbar sind, wurden zwei Mädchen, »Amala und Kamala«, besonders bekannt, die am Beginn des 20. Jahrhunderts in einer Wolfshöhle in Indien gefunden worden waren (→ [Zimmer: Ist Erziehung notwendig?](#)).

Aus den Beobachtungen an diesen beiden Mädchen – von denen eines allerdings schon ein Jahr nach seiner Auffindung starb – ergaben sich zwei besonders hervorhebenswerte Fakten: Zum einen entsprachen viele Fähigkeiten und – in dem Maß in dem das aufgrund ihres menschlichen Körpers möglich war – auch viele Verhaltensweisen der beiden Kinder denen von Wölfen, und zum anderen konnten beide Mädchen in der ihnen verbleibenden Lebenszeit nur mehr in sehr eingeschränktem Maß menschliches Verhalten erlernen. Dass sie – trotz ihres menschlicher Körpers, der dafür sicher kein ideales Instrument dargestellt hatte – weitgehend »wie Wölfe« geworden waren, zeigt, dass Menschen auf kein bestimmtes Sein programmiert sind, was im Umkehrschluss wieder bedeutet, dass es den *sich natürlich* verhaltenden Menschen nicht gibt! Der Mensch verfügt einerseits über ein ungeheures Lernpotenzial für eine weitgehende Anpassung an unterschiedlichste Anforderungen und andererseits kann eine in frühen Jahren aufgrund der jeweiligen sozialen Umwelt erfolgte Prägung auf bestimmte Handlungsschemata offenbar nur mehr schwer »umprogrammiert« werden.

Das Beispiel der beiden Wolfskinder Amala und Kamala zeigt uns, dass Kinder, die ohne bzw. mit stark eingeschränkten menschlichen Kontakten aufgewachsen sind, nur in geringen Maß jenem Bild entsprechen das wir von Menschen haben. Mit der prominenten, häufig auch mit den Beobachtungen bei Wolfskindern argumentierten, erziehungswissenschaftlichen Aussage, dass Heranwachsende der »Erziehung« bedürfen, um überhaupt zum Menschen zu werden, gilt es dennoch vorsichtig zu sein. Denn der Begriff »Erziehung« wird ja häufig verstanden als »Zurechtbiegen« von Heranwachsenden mit dem Ziel, sie in ihren Haltungen und Verhaltensweisen einem vorbestimmten Endzustand anzupassen. Und ein derartiges – unter dem Etikett der »Vermenschlichung« stattfindendes – Aufoktroyieren der Maßstäbe der Erwachsenen brauchen Kinder sicher nicht. Ganz im Gegenteil: Wird mit Heranwachsenden so umgegangen, bedeutet das letztendlich, die Mündigkeit des Menschen – sein ihn auszeichnendes relatives Freiheitspotential gegenüber genetisch bedingter Verhaltensnormung – *negativ* zu definieren, als einen »Mangel«, den es durch einen anderen Weg der Normierung, eben durch Erziehung, zu kompensieren gilt.

Wie im Kapitel »[Pädagogik und Erziehung](#)« noch ausgeführt wird, bedarf der Mensch tatsächlich anderer Menschen um sein Mensch-Sein zur Geltung zu bringen. Er braucht sie als Gegenüber, um ihm zu helfen, sich als prinzipiell freies Wesen – als Mensch – wahrnehmen zu können; jedoch sicher nicht dafür, damit sie ihn der etablierten Ordnung unterwerfen. In diesem Sinn gilt es skeptisch gegenüber Beweisführungen zu sein, die den Menschen – im Vergleich mit *anderen Säugetieren* (!) – als »physiologische Frühgeburt« oder »sekundären Nesthocker« charakterisieren und ihn – daraus abgeleitet – als erziehungsbedürftiges »Mängelwesen« definieren. Erziehung wird in diesem Fall zu einem Instinktersatz erklärt und stellt

sich – ganz in diesem Sinn – auch als »sekundäre Unterwerfung« dar. In letzter Konsequenz mündet diese Argumentation in der Aussage, dass der Mensch bei seiner Geburt bloß so etwas wie eine menschliche Vorstufe verkörpere, quasi »humanes Rohmaterial«, das erst zugerichtet – erzogen – werden muss.

Dass eine derartige Argumentation eine äußerst menschenverachtende Konsequenz in sich birgt, zeigt sich auch, wenn das Argument auf schwer geistig behinderte Menschen angewandt wird, bei denen die Grenze der Verhaltensmodifikation durch Erziehung ja oftmals sehr bald erreicht wird. »Über die Hintertür« wird diesen Menschen aufgrund ihrer »Nicht-Erziehbarkeit« klammheimlich ihre Vollwertigkeit als Mensch abgesprochen.

Die Behauptung, dass ein Menschenkind ohne Anpassung an die Vorgaben der Erwachsenen kein Mensch im eigentlichen Sinn des Wortes wird, geht – in der Regel, ohne das allerdings offen zu legen – davon aus, dass es eine bereits festgelegte Idealausformung des Menschen gäbe, eine »höhere Instanz« quasi schon bestimmt hätte, welchen Kriterien menschliches Sein zu genügen hat, und der Mensch dieser, seiner Bestimmung nur noch mehr oder weniger gerecht werden kann. Erziehung wird in dieser Argumentation als hilfreicher Akt Erwachsener dargestellt, durch den die Heranwachsenden die Möglichkeit erhalten, zu dem »zurechtgeschliffen« zu werden, was ihnen »von vornherein« bestimmt ist. Erziehungsmaßnahmen werden dabei in der Regel auch objektiv – vom Ziel der »Anpassung an objektiv gegebene Anforderungen« ausgehend – und nicht subjektiv – von den subjektiv durchaus unterschiedlichen Bedürfnissen Heranwachsender ausgehend – argumentiert.

Erziehung wird in einem derartigen Menschenbild gar nicht durch das Bedürfnis Heranwachsender, sich kraft Vernunft mit der vorfindlichen Umgebung zu arrangieren, legitimiert, sondern durch ein normativ festgelegtes Bild vom Menschen. Das beweist schon ein flüchtiger Blick auf das Phänomen der Wolfskinder: So kann z.B. wohl kaum davon ausgegangen werden, dass den beiden Mädchen Amala und Kamala, solange sie bei den Wölfen gelebt hatten, eine menschliche Sprache abgegangen ist. Dieses, für Menschen derart selbstverständliche Mittel der Kommunikation, dass daraus sogar fallweise ein Wesensmerkmal des Menschen konstruiert wurde, hat ihnen wohl genauso wenig gefehlt, wie einem Bewohner der heutigen westlichen Industriegesellschaft die meisten jener Fertigkeiten fehlen, die die beiden aufgrund ihrer wölfischen Umgebung gut erlernen konnten, wie z.B. die Fähigkeit, Aas schon von weither riechen zu können.

Erst als das Schicksal sie unter Wesen verschlagen hatte, deren Zusammenhalt mit Hilfe einer sehr differenzierten Lautsprache aufrecht erhalten wird und sie sich mehr und mehr mit diesen Wesen zu identifizieren begannen und *deshalb* das Bedürfnis entwickelten, mit ihnen

in eine soziale Beziehung aufzubauen, werden sie ihre Sprachlosigkeit wohl zunehmend als Mangel empfunden haben. Ein Mensch erlebt Situation dann als unbefriedigend, wenn ihm deren Bewältigung über den Weg des – über seine sozialen Beziehungen vermittelten – Lernens nicht möglich ist. Der Mensch ist ein Wesen, das lernend seine soziale Eingliederung bewerkstelligt, er ist somit nicht primär ein erziehungs-, sondern ein lern- und vor allem ein *beziehungsbedürftiges* Wesen.

Nur wer »Nein« zu den Vorgaben einer übergeordneten Instanz sagen kann, ist frei:

Da er erst lernen muss, was ihn zur Teilhabe an der ihn auferlegten gesellschaftlichen Umgebung befähigt, ist der Mensch aber prinzipiell auch in der Lage, sich dem Verhalten, das ihm durch seine Vorbilder – mehr oder weniger insistierend – nahe gelegt wird, kritisch gegenüber zu stellen. Er hat die grundsätzliche Fähigkeit, sich zwischen konformen und nicht-konformen Verhalten entscheiden zu können. Diese Fähigkeit begründet sich in seinem Nicht-festgelegt-Sein durch die Natur, ist also *prinzipielles* Bestimmungsmerkmal seiner Existenz. Um sich artikulieren zu können braucht sie als Grundlage allerdings das autonome, Ich-starke Subjekt.

Die Basis dafür ist bei einem Kind erst gegeben, nachdem das Stadium der All-Identität – jener frühesten Entwicklungsstufe in der noch kein Unterschied zwischen sich und der Außenwelt wahrgenommen wird – verlassen wird. Das autonome Individuum ist Folge der Fähigkeit, sich als in-Beziehung-stehend zu begreifen. Dafür benötigt ein Menschenkind – neben bestimmten hirnpfysiologischen Voraussetzungen, die sich in den ersten zwei bis drei Lebensjahren ausdifferenzieren – vom Tag seiner Geburt an eine Umgebung, die mit ihm in Beziehung tritt und ihm solcherart die Erfahrung ermöglicht, »Gegenüber« zu sein; die Bedingung für das Entstehen des »Ich« ist die »Begegnung mit dem Du«. Nur wenn diese Voraussetzung ausreichend erfüllt ist, kann sich in einer Reihe von Entwicklungsschritten sukzessive (= allmählich) die psychische Grundlage für Selbst-Bewusstsein – die Basis jeder Kritik- und Entscheidungsfähigkeit – herausbilden. Das erste, vom Kind artikulierte »Nein« ist Indikator dafür, dass sich ein freies Individuum »entdeckt« hat.

Indem ein Heranwachsender sich seiner Individualität bewusst wird, wird er sich zugleich seiner Freiheit bewusst. Selbstverständlich ist mit dem ersten »Nein« bloß die »Initialzündung« gesetzt; das zur Geltung bringen des Menschentums ist kein einmaliger Akt. Der Mensch verkörpert zwar »von allem Anfang an« Bewusstsein und Freiheit, er realisiert dieses sein Sein aber erst sukzessive, mittels fortlaufender Akte der Verselbständigung. Denn die Freiheit des Menschen ist nur eine prinzipielle, sie muss vom Menschen laufend aufs Neue ergriffen werden. Indem er die vorgegebene Ordnung kraft Vernunft kritisch auf seine

Geltung hinterfragt, »entdeckt« er sein Freiheitspotenzial. Jeder dieser Akte bringt ihn ein Stück näher an die Verwirklichung seines Mensch-Seins heran, dennoch kann davon ausgegangen werden, dass seine Selbstbefreiung kraft seines rationalen Durchdringens der Welt nie abgeschlossen ist.

Der Mensch baut die ihn bestimmende Fähigkeit zur freien Lebensführung über den fortlaufenden Gebrauch seiner Kritikfähigkeit aus. Seine Menschlichkeit entwickelt sich über den Weg des kritischen Hinterfragens dessen, was ihm als Wirklichkeit erscheint, sowie der damit untrennbar verbundenen Fähigkeit, die Realität in der gegebenen Form nicht als unveränderlich zu akzeptieren. Über das »Nein« entdeckt sich der Mensch als freies Wesen. Etwas, was sehr schön in der Biblischen Geschichte vom Paradies zum Ausdruck kommt – selbstverständlich nur, wenn man bereit ist, diese als allegorische (= sinnbildliche) Erzählung zu lesen und nicht als Tatsachenbericht über den Schöpfungsakt eines obersten Weltenlenkers (→ [Bibel: Paradiesmythos](#)).

Dem Menschen, der im Paradies noch *in unbewusster Einheit mit der Natur* gelebt hat, also gewissermaßen noch Tier war, war – von der obersten Instanz – ein einziges Gebot auferlegt: es war ihm verboten, die Früchte jenes »mitten im Garten Eden« positionierten »Baum des Guten und Bösen« zu essen. Dass es erforderlich war dem Menschen ein derartiges Verbot aufzuerlegen, ist Indikator dafür, dass er – im Gegensatz zu allen anderen »von Gott geschaffenen« Lebewesen – von vornherein schon nicht »darauf programmiert« war, das von der höchsten Instanz Eingeforderte automatisch zu tun. Die Geschichte gibt nur Sinn, wenn der Mensch schon von allem Anfang an das »Potenzial der Freiheit« in sich trug, er also Mensch »von Anfang an« war, sich dessen aber (noch) nicht bewusst war und sich in diesem Sinn – metaphorisch (= bildlich) gesprochen – im »Paradies« befand.

Indem sich der Mensch der vorgegebenen Ordnung kritisch gegenüber gestellt und sich für nicht-konformes Verhalten entschieden hat, wurden ihm – ganz so wie es »die Schlange« angekündigt hatte – »die Augen aufgetan«, er erlangte Bewusstsein seiner Souveränität und war fortan mit der Tatsache konfrontiert, dass es *sein eigenes* Handeln oder Nicht-Handeln ist, dessen Konsequenzen er erdulden muss – etwas, was sich wahrhaft als eine »Vertreibung aus dem Paradies« charakterisieren lässt. Das »Essen vom Baum der Erkenntnis« symbolisiert »Emanzipation (= Befreiung aus einer Abhängigkeit)«, den Initialschritt in Richtung Mündigkeit, der allerdings untrennbar mit einer Bürde verbunden ist. Freiheit bedeutet immer auch, sich nicht hinter einer höheren Instanz verstecken zu können, sondern ins *Joch der Verantwortung* gespannt zu sein.

Der Mensch steht nunmehr in der Not permanent Antworten auf die Fragen nach dem richti-

gen Leben – nach »Gut oder Böse« – geben zu müssen; die Konsequenzen seiner Antworten in ihrer vollen Tragweite allerdings gar nicht wirklich ermessen zu können, da er nicht in der Lage ist, die Folgen seines Tuns rational jemals vollständig einzuholen. Verantwortung stellt die Kehrseite der Mündigkeit dar und bedeutet, *nur* die Maßstäbe der Vernunft als Richtschnur des Verhaltens zur Verfügung zu haben. Die Metapher »Sündenfall« versinnbildlicht das Verlassen der beschützten Kindheit und das »Fallen« in die Welt der Polarität und den permanenten »Entscheidungsnotstand«. Jetzt es ist nicht mehr eine höhere Instanz die den Menschen sein Verhalten vorschreibt, nun muss er seinen Weg selbstverantwortlich gehen; er kann nur mehr sich selbst gegenüber schuldig werden.

Das »erste Nein« des Menschen gegenüber der vorgegebenen Ordnung symbolisiert den Schritt zur befreiten, individuellen Existenz und katapultiert ihn aus der »unbewussten Einheit mit der Natur« – dem Paradies. Sein »Hinauswachsen über das bloße Sein« impliziert auch Bewusstsein der natürlichen Vorgänge – und damit die Konfrontation mit seiner Sterblichkeit. Zwar erwächst dem Menschen, durch das Auseinanderbrechen der »paradiesischen Einheit« in die »Polarität von Sein und Bewusstsein«, die Fähigkeit, sich die Natur im Laufe der Evolution mehr und mehr dienstbar zu machen, allerdings bleibt er dabei stets im Gehäuse der Natur gefangen. Er kann die Natur nicht wie jemand »beherrschen«, der ihr äußerlich ist, er gehört ihr mit »Fleisch, Blut und Hirn« an. Seine ganze Gewalt über sie besteht einzig darin, im Vorzug vor allen anderen Geschöpfen ihre Gesetze jeweils zu einem gewissen Grad erkennen und zu seinen Gunsten ausnützen zu können.

Der Mensch unterscheidet sich vom Tier nicht primär durch ein größeres Gehirn:

Das Bewusstsein des Menschen steht zu seinem Sein in einem *dialektischen* Verhältnis. Menschliches Sein und Bewusstsein sind – ähnlich den beiden Seiten einer Münze – einander zugleich *Bedingung und Gegensatz*. Der Fluch des Freiheit ermöglichenden menschlichen Bewusstseins – des »Sündenfalls« – ist somit die rational uneinholbare Erkenntnis der Vergänglichkeit des Seins. Im Gegensatz zum Tier ist der Mensch Zeit seines Lebens mit dem Wissen belastet, dereinst »des Todes sterben zu müssen«. Nicht zufällig wird deshalb verschiedentlich auch das Umgehen mit dem Tod – die von Menschen zu allen Zeiten und Kulturen gepflegene rituelle Einbindung der Verstorbenen in das Leben der Gemeinschaft – als wesentliches Bestimmungsmerkmal des Menschen charakterisiert.

Der Paradiesmythos beschreibt in allegorischer Form jenen bewusstseinsmäßig vollzogenen Bruch mit der Natur, den der Mensch – und offensichtlich nur der Mensch – irgendwann im Laufe seiner Gattungsgeschichte vollzogen hat. Das Geistige oder Seelische, das den Menschen auszeichnet, ist nicht »Natur« im physischen Sinn. Das Bewusstsein von Sein (Geist)

unterscheidet sich grundsätzlich von Sein ohne Bewusstsein (Natur) und es ist auch etwas völlig anderes als eine auf »technische Intelligenz« reduzierte Rationalität.

Eine derartige »instrumentelle Vernunft« lässt sich durchaus auch bei Tieren beobachten; auch sie können – in unterschiedlicher Ausprägung – die logisch-rationale Potenz ihres Gehirns zu ihrem Vorteil nutzen. Und um die technologische Simulation des derartigen instrumentellen Vernunftgebrauchs geht es auch, wenn darauf gehofft wird, durch eine entsprechende Weiterentwicklung datenverarbeitender Maschinen dereinst »virtuelle Intelligenz« schaffen zu können. Bewusstsein lässt sich jedoch nicht gleichsetzen mit einer besonders ausgeprägten Fähigkeit, sein Verhalten nach Zweck-Mittel-Überlegungen, also »rationell« (= zweckmäßig) gestalten zu können.

Dem Unterschied zwischen Mensch und Tier ist *quantitativ* nicht beizukommen; denn es handelt sich dabei nicht bloß um eine mehr oder weniger gegebene Gehirnkapazität zur Informationsspeicherung und sachlogischen Verarbeitung. Seine Fähigkeit, Bewusstsein zu entwickeln, katapultiert den Menschen in eine *qualitativ* andere Seinsdimension. Der Mensch ist kein besonders weit entwickeltes Tier, er ist etwas völlig anderes. Er ist *prinzipiell vernunftorientiert*, d.h. nur ihm ist es möglich, eine Vorstellung von *objektiver* Vernünftigkeit entwickeln und sich dieser – auch im Widerspruch zu seinen unmittelbaren (individuell-animalischen) Interessen – unterwerfen, also »rational« (= von der Vernunft bestimmt) verhalten zu können.

Der Mensch ist zur Selbstreflexion fähig, er kann – unter Verwendung *objektiver* Vernunftkriterien – sich selbst und sein Verhalten zum Gegenstand seiner Überlegungen machen, er kann sich selbst in Frage stellen. Er kann sich vor sich selbst schämen, kann sich selbst für sein Verhalten verachten und sich sogar selbst bestrafen; er kann sich gegen seine natürlichen Impulse stellen, kann sich also im Widerspruch zu seinen Instinkten und Trieben verhalten und sich schlussendlich sogar selbst »entleiben«. Etwas was – allerdings ohne die psychische Not zu berücksichtigen, unter der Selbstmörder fast immer leiden – nicht zufällig als die »letzte Freiheit« des Menschen bezeichnet wird.

Im Menschen spaltet sich die Natur in Subjekt und Objekt auf. Indem der Mensch – der ja selbst integraler Teil der Natur ist – seine Natur reflektiert, stellt sich ihm die Natur quasi selbst in Frage; oder: die Natur wird sich ihrer selbst im Menschen bewusst. Aus seinem Gespalten-Sein rührt zugleich auch die Sehnsucht des Menschen nach dem (Wieder-)Herstellen der (paradiesischen) Einheit von Natur und Selbst, die Sehnsucht nach Versöhnung der Polaritäten und seiner »Rückkehr« ins Paradies; ein Wunsch, der letztendlich die Quelle aller Religionen (*religio* = Wiedervereinigung) und aller gesellschaftlicher Utopien darstellt.

Ein Versuch, um die »Zweiheit in der Einheit« des psycho-physischen Menschen zu erfassen, bietet ein Erklärungsmodell, das den Menschen in eine »erste« und eine »zweite Natur« aufspaltet. Als »erste Natur« wird dabei verstanden, dass auch im Menschen – so wie bei anderen Lebewesen – permanent biologisch determinierte Bedürfnisse zum Durchbruch drängen. Zugleich wirkt in ihm aber noch eine »zweite Natur«, die seine erste relativiert: sein kulturell bzw. gesellschaftlich geschaffenes Sein. Ohne diese zweite Natur wäre er nur in der Lage sich genetisch, also bio-logisch zu verhalten, er wäre bloß spezifisches *Tier*.

Die Fähigkeit, sein Handeln reflexiv einzuholen, definiert den Mensch, sie lässt genetisch vorgegebene Verhaltensweisen für ihn *vom Zwang zur Möglichkeit* schrumpfen. Jedoch ist auch die »zweite Natur« – die Befähigung zu Reflexion und Selbstbewusstsein – Teil der »von vornherein vorhandenen« – also der »natürlichen« – Ausstattung des Menschen, sie wohnt seiner »ersten Natur« quasi inne. Erste und zweite Natur bedingen einander, sie bilden eine Einheit in der Differenz. Oder anders ausgedrückt: Der Mensch ist sowohl Natur- als auch Kultur- und Gesellschaftswesen; Natur und Kultur sind einander jeweils Ursache und Wirkung, sie stehen zueinander in einem *dialektischen* Verhältnis.

Der Mensch ist dazu verdammt, für sein Dasein Verantwortung tragen zu müssen:

Das Herausgehobensein des Menschen aus der Bindung an die Zweck-Mittel Rationalität, bedeutet für ihn auch, sich dem Leben nicht mehr bloß überlassen zu können, er muss sein Leben »führen«. Die Bewusstseinsfähigkeit ist der Stachel, durch den die Natur teleologisches (= durch Sinn legitimiertes) Verhalten einfordert. Die Frage nach dem »richtigen« Leben entspringt der Not des Menschen, genetischer Verhaltenssteuerung nicht bindend unterworfen zu sein und sein Verhalten selbst gesetzten Zwecken zu unterwerfen, es also mit *Sinn* legitimieren zu *müssen*. Die Kehrseite der relativen Freiheit gegenüber seiner »ersten Natur« besteht darin, für die Führung seines Lebens verantwortlich zu sein.

Seit dem » Essen vom Baum der Erkenntnis«, dem Heraustreten aus der unbewussten Einheit mit der Natur, kann der Mensch der Frage nach »Richtig« und »Falsch« nicht mehr ausweichen. Als bewusstseinsbegabtes und damit teleologischem Verhalten unterworfenen Wesen ist er – ob er es will oder nicht – gezwungen *seine Geschichte* selbst zu »machen«. Zwar gestaltet er diese durchaus nicht immer rational, d.h. er führt sein Leben vielfach nicht im *vollem* Bewusstsein zu erwartender Konsequenzen. Trotzdem steht der Mensch seiner Geschichte *immer* als verantwortliches Subjekt gegenüber.

Anders als beim tierischen Instinkt lässt sich menschliches Handeln niemals bloß als »Reflex« erklären. Die seinem natürlichen Organismus geschuldeten Handlungsimpulse sind ihm

stets über das Bewusstsein vermittelt. Der Mensch kann – in geschichtlicher Relevanz – somit nie anders als *bewusstseinsmäßig* handeln; das Gestalten »seiner« Geschichte ist unveränderliche anthropologische Gegebenheit seiner Existenz. Er kann hinter seine Freiheit nicht zurück – die Rückkehr ins Paradies (der Abhängigkeit) ist ihm verwehrt so lange er lebt. Zwar kann er sich vor seiner Freiheit »verstecken« und kann so tun als ob er die Bürde seiner Existenz nicht zu tragen hätte, letztendlich ist er aber dazu verdammt, sich für sein Leben – vor sich selbst – zu verantworten.

Diese Selbstverantwortung bedeutet im Gegenzug, dass der Mensch keinem wie immer gearteten fremden Zweck unterworfen ist. Das ist die Grundlage seiner besonderen »Würde«; er ist nicht »Mittel« zu irgendwelchen Zwecken, er ist einzig Zweck seiner selbst. Davon auszugehen, dass es eine schicksalhafte Bestimmung gäbe, die eine übergeordnete Macht für ihn vorgesehen hat, würde die im skizzierten wissenschaftlich-pädagogischen Menschenbild postulierte grundsätzliche Freiheit des Menschen völlig pervertieren (→ [Mirandola: Würde des Menschen](#)). Somit ist der Mensch auch nicht Element eines sinnvoll geordneten Universums und braucht sich einem solchen gegenüber auch nicht nützlich zu erweisen; als »Regisseur seiner Geschichte« ist er – in positivstem Sinne des Wortes – »zu nichts nütze«!

Auch die Vorstellung eines vorgegebenen »Lebenssinns«, den es für den Menschen zu finden und zu erfüllen gelte, widerspricht der Idee der Mündigkeit diametral; das Leben des Menschen ist nicht »von vornherein« einem Sinn untergeordnet. Wie schon gesagt, bedeutet das nicht, dass der Mensch seinem Leben nicht Sinn *verleihen* kann; ganz im Gegenteil, seine Existenz, die sich im bloßen Dasein nicht erschöpft, fordert ihn ja geradezu permanent heraus, sich der Sinnfrage zu stellen. Allerdings ist es eben kein »von oben« vorgegebener Sinn den er in seinem Leben *zu erfüllen hat*. Es ist quasi nur ein »kleiner« Sinn, für den er sich kraft vernünftiger Überlegungen – mit der damit verbundenen Unmöglichkeit, diesen Lebenssinn einen »absoluten« Wert überstülpen zu können – stets selbst entscheidet.

Der freie Wille ist auch durch die Erkenntnisse der Hirnforschung nicht relativierbar:

Auch die aktuellen Erkenntnisse der neurobiologischen Forschung ändern am »Dilemma« des Menschen nichts, als bewusstseinsbegabtes Lebewesen der Verantwortung für sein Leben nicht entrinnen, kraft seiner Vernunft aber keine schlüssigen Antwort auf die Frage nach dem sinnvollen Leben finden zu können. Von Seiten der Gehirnforschung wird ja neuerdings (von einzelnen Forschern) recht lautstark verkündet, dass der Mensch sich seine geistige Autonomie sowieso nur einbildet, er jedoch tatsächlich von seinem *natürlichen* Gehirn gesteuert wird; er also gar nicht kraft eines freien Willens Souverän seines Lebens ist, da sein »Geist durch biologische Vorgänge *determiniert*« ist (→ [Stern: Der freie Wille ist eine Illusion](#)).

Die aus den Erkenntnissen der Gehirnforschung abgeleitete »soziobiologische Botschaft« lautet, dass der Mensch, selbst dort wo er ankommt, sich »gegen die rohe Natur« zu stellen und »höheren Impulsen« zu folgen – indem er z.B. aus Liebe oder Altruismus handelt, oder sich »Zähne knirschend« in die Notwendigkeit eines bestimmten Verhalten schickt –, von einem dem Bewusstsein übergeordneten, somit der Einsicht unzugänglichen, »bio-logischen Meta-Programm« gesteuert wird. Gefolgert wird diese angebliche Determination geistiger Prozesse durch die Natur aus neurobiologischen Untersuchungen von Gehirnvorgängen. Bei diesen konnte eine verstärkte Aktivität im limbischen System des Gehirns von Versuchspersonen, schon eine minimale Zeitspanne *bevor* diese einen – vorgeblich freien – Willensentschluss getätigt haben (bzw. bevor ihnen *bewusst* war, dass sie einen solchen tätigen!), gemessen werden. Daraus wird gefolgert, dass der eigentliche Urheber von Handlungen der bewussten Beeinflussung nicht zugängliche Hirnregionen und nicht ein »freier Wille« sei.

Der Eindruck, für seine *Lebensführung* und sein soziales Verhalten Verantwortung zu tragen, sei somit nur »Konstrukt eines dem Menschen unzugänglichen Gehirns« und alles das, was wir als »freie Entscheidung« erfahren, sei bloß die nachträgliche Begründung von unbeeinflussbaren, programmatischen Abläufen. Der Mensch sei tatsächlich bloß ein – wie es heißt – von »egoistischen Genen« gesteuerter, integraler Teil der Natur, der darauf programmiert ist, sich ein Abgehoben-Sein von der Natur vorzugaukeln. Zusammengefasst könnte die Theorie somit etwa lauten: die Natur denkt sich (im menschlichen Gehirn) über sich selbst hinaus. Abgesehen davon, dass dieser Satz nicht viel anderes aussagt, als die weiter vorne verwendete – »vor-soziobiologischer Sichtweise« entstammende – Formulierung, »die Natur wird sich ihrer selbst im Menschen bewusst«, sind wir damit aber auch erkenntnismäßig genau wieder dort, wo wir schon vor den Befunden der Soziobiologie waren.

Trotz der damit angeblich bewiesenen, ausschließlichen »Materialität« des Menschen, bleibt das »Freiheitsdilemma« des Menschen nämlich unverändert bestehen. Denn auch wenn die Sinnfrage – mit dem Hinweis, dass sie bloß durch ein *natürliches* Programm ausgelöste *Illusion* ist – als nichtig erklärt wird, ist sie damit ja nicht (auf-)gelöst, sie ist bloß um eine gedankliche Arabeske bereichert. Selbst wenn sich der Mensch selbst beweisen kann, dass seine Probleme nur die eines »verrückt gewordenen Affen« – quasi eines Irrläufers der Evolution – sind, muss er dennoch mit sich und den ihn bedrängenden Fragen »zurecht« kommen.

Zugleich bleibt ja auch bei einem Rückzug auf die Position, „ich bin gesteuert durch ein naturgegebenes Programm des Gehirns, das auf der Grundlage bisher erfolgter Inputs entlang von Ursache-Wirkungs-Relationen funktioniert, bin aber zugleich auch darauf programmiert, meine programmgemäß ablaufenden Handlungen mit, mir als höherwertig einprogrammier-

ten Motiven zu legitimieren; ich verwirkliche also in meinem Sein *niemals* etwas anders als genetische Vorgaben“, die Frage offen, wer unter solchen Umständen jenes »Ich« ist, das hier seine Situation reflektiert. Sobald es ein Ich gibt, das eine Beeinflussung zu reflektieren imstande ist, hat das Beeinflussende den Charakter der Determinierung außerdem ja schon verloren; Bewusstwerdung geht Hand in Hand mit Emanzipation von Fremdsteuerung.

Die soziobiologischen Erkenntnisse ernst zu nehmen, würde zudem implizieren, auch diese selbst nicht als Ergebnisse souveränen Forscherwillens sehen zu können, sondern als bloße Folge genetischer Programmierung. Wie kann der Mensch jedoch *wissen*, dass er sich seine Willensfreiheit nur einbildet, wenn ihm – diesem Wissen entsprechend – die entscheidenden Meta-Programme seines Gehirns tatsächlich *unzugänglich* sind? Es funktioniert einfach nicht, dass sich der Mensch einerseits selbst zum Objekt seiner (naturwissenschaftlichen) Betrachtungen macht, und andererseits behauptet, bloß beforschtes Objekt zu sein.

Ist der freie Wille obsolet, gibt es auch das pädagogische Ziel »Bildung« nicht mehr:

Die Aussagen der Soziobiologie widersprechen sich in vielfacher Hinsicht, dass sie trotzdem Beachtung finden, hängt wohl weniger mit ihrem wissenschaftlichen Gehalt, als mit ihrer Brauchbarkeit zur Legitimation aktueller politisch-gesellschaftlicher Entwicklungen zusammen. Versuche, soziale Vorgänge und Situationen auf der Basis von Naturprozessen zu erklären, haben derzeit insgesamt Hochkonjunktur. Es ist modern, allen jenen, die in unattraktive gesellschaftliche Positionen abgedrängt werden, per Naturwissenschaft zu bescheinigen, dass ihre Situation durch »harte« *natürliche* – was heißt, unveränderliche! – Fakten bedingt ist und sie sich mit ihrer Situation bloß abfinden können.

Unter geändertem Vorzeichen findet derzeit eine Neuauflage der abgeschlossen geglaubten Anlage-Umwelt-Diskussion statt – inklusive der unsäglichen Behauptung vom »vererbten« IQ sowie angeblich wissenschaftlich nachweisbaren Prozentsätzen, mit denen sich genetische Faktoren oder Umwelteinflüsse auf die Intelligenzentwicklung auswirken (→ [Der IQ und seine Veränderbarkeit](#), sowie Skriptum: Pädagogische Psychologie, Kap 3.1ff). Die Erkenntnis, dass eine genetisch mehr oder weniger gegebene Eignung von Menschen zum Erwerb erwünschter Fähigkeiten eine grundsätzliche Absurdität darstellt, weil es einen *unbeeinflussten* Naturzustand des Menschen nicht gibt, wird neuerdings genauso ignoriert wie die Tatsache, dass die Bedingungen unter denen Menschen lernend *gesellschaftliche* Wesen werden, schon im Mutterleib und noch mehr ab ihrer Geburt höchst unterschiedlich sind.

Dass »Natur« und – gesellschaftlich vermittelte – »Kultur« des Menschen zueinander in einem dialektischen – einander wechselseitig bedingenden – Verhältnis stehen, somit vonein-

ander unabhängig schlichtweg nicht existent sind und empirisch somit auch nicht festgestellt werden können, ist mit einer gesellschaftlichen Situation nicht vereinbar, in der Rationalität mit ökonomisch nützlichem Verhalten gleichgesetzt wird und es überall nur noch um die »profitable Verwertung« von Allem sowie Jedem und Jeder geht. Von Werten, die dem kulturellen Sein des Menschen geschuldet sind und sich der Dimension »Marktwert« nicht unterordnen lassen, bleibt unter derartigen Umständen kaum mehr etwas übrig.

Erst wenn im allgemeinen Bewusstsein menschliches Verhalten als eine Funktion der Natur definiert wird und die Vorstellung eines freien Willens als obsolet erklärt ist, lässt sich die Verantwortung der Individuen für die gesellschaftliche Situation als überholt erklären und die »Gewinner« im zum fairen Wettbewerb schöngeredetem Konkurrenz*kampf* können ihre gesellschaftliche Position unbehelligt als »natürliches« Privileg darstellen. Wird das Menschliche nicht mehr in Begriffen von Freiheit und Transzendenz sondern in Gen-Begriffen definiert, hört sich mit dem Desavouieren (= in Abrede stellen) der aus der Natur herausgehobenen Stellung des Menschen auch jede argumentierbare Forderung nach solidarischem Verhalten auf.

Unter derartigen Umständen wird allerdings auch eine Pädagogik, die dem Anspruch des »gebildeten Individuums« verpflichtet ist, zunehmend ins Out gedrängt. Mit dem Begriff »Bildung« wird ein Zustand angesprochen, in dem das Subjekt mit Wissen nicht bloß in instrumenteller sondern in selbstreflexiver Form umgeht und somit für sein Verhalten »Verantwortung« übernimmt. Bildung fokussiert das Wollen, Wissen zur Richtschnur der eigenen Lebensgestaltung zu machen und es nicht bloß für Zwecke des eigenen Vorteils – also mit dem Ziel, daraus Kapital zu schlagen – zu generieren. Der Mensch kann als gebildet in dem Maß bezeichnet werden, in dem er seinem Wissen nicht »entfremdet« gegenübersteht, er zulässt, dass ihm dieses nicht äußerlich bleibt, sondern ihn betrifft und ihm verändertes Verhalten abverlangt.

Mit Bildung wird die Haltung der Verbindlichkeit dem Wissen gegenüber angesprochen, also der *Schritt vom Wissen zum Gewissen*. Als gebildet ist also nicht zu bezeichnen, wer umfangreiches Wissen angehäuft hat und dieses bloß zu seinem *Nutzen* verwertet, sondern wer gemäß den Maßstäben seines Wissens lebt, es also zur Grundlage seines eigen-sinnig geführten Lebens macht. Wissen ist somit zwar wesentliche Voraussetzung aber keineswegs Garantie für Bildung. Und ungebildet können damit auch Menschen sein, die die höchsten Stufen des so genannten Bildungssystems erklommen haben und umgekehrt, gebildet auch solche, die in ihrem Leben nur geringe Chancen auf Wissenserwerb hatten.

Im Zuge der skizzierten »Abschaffung des freien Willens« erfährt gegenwärtig auch der mit

Bildung aufs engste verknüpfte Begriff »Verantwortung« eine erstaunliche Umdeutung. Den bisherigen Ausführungen entsprechend, wird unter »Übernehmen von Verantwortung« ja gemeint, dass ein Individuum sein Handeln nicht an aufoktroyierten Werten und Normen ausrichtet, sondern an solchen, die von ihm »eigensinnig« als vernünftig erkannt wurden. Wird hinter menschlichem Verhalten allerdings kein freier Wille sondern genetische Determinierungen gesehen, löst sich auch der individuell definierte Lebenssinn auf. Sinn hat dann nichts mehr mit jenem reflektierten Verhältnis zu tun, das der Mensch gegenüber der Welt einzunehmen imstande ist. Es ist nicht mehr der Mensch, der Dingen und Geschehnissen Sinn *zuschreibt*, diese verkörpern nun Sinn *an sich*. Dann ist der Begriff »Verantwortung« auch nicht mehr Ausdruck der Freiheit und Würde des Menschen, er zielt nun darauf, sich den angeblich allen Ereignissen innewohnenden Sinn zu unterwerfen.

Die derzeit allgegenwärtige Ideologie des »positiven Denkens«, die allen Geschehnissen einen versteckten Sinn unterlegt, kann somit durchaus als eine volkstümliche Variante der skizzierten Vorstellung der genetischen Determiniertheit des Menschen gesehen werden. Zugleich stellt sie auch ein Gegenkonzept zum pädagogischen Anspruch des gebildeten Individuums dar. Während im wissenschaftlich-pädagogischen Menschenbild der Mensch einzig Zweck seiner selbst ist, wird er sowohl von jenen Naturwissenschaftlern, die sich aufgemacht haben, die Geisteswissenschaften endgültig für obsolet (= veraltet) zu erklären, als auch von den gängigen »positiven« Alltagstheorien heute klammheimlich zum Mittel fremder Zwecke erklärt. Übrig bleibt die Vorstellung eines auf Nützlichkeit reduzierten Lebens, bar jeder Barmherzigkeit und Kultur. Das aufgeklärte Menschenbild, das die Idee der Freiheit und Würde des Menschen begründet hat, ist damit nachhaltig in Frage gestellt.

Der folgende Text stammt vom italienischen Humanisten und Philosophen Giovanni Pico della Mirandola, der in den Jahren 1463-1494 gelebt und einige Zeit an der Akademie von Florenz gewirkt hat. Das folgende Zitat stammt aus seinen 1486 verfassten 900 Thesen, die eine Frühform aufgeklärten Denkens darstellen. Dreizehn der Thesen wurden vom Papst anfänglich auch als häretisch (= vom Dogma abweichend) erklärt und er selbst durch die päpstliche Kurie unter Arrest gestellt. Nur durch die Fürsprache einer Reihe italienischer Herrscher wurde er schließlich wieder freigelassen, durfte aber nie wieder öffentlich lehren.

PICO DELLA MIRANDOLA: WÜRDE DES MENSCHEN

Daher ließ sich Gott den Menschen gefallen als ein Geschöpf,
das kein deutlich unterscheidbares Bild besitzt,
stellte ihn in die Mitte der Welt und sprach zu ihm:

„Wir haben dir keinen bestimmten Wohnsitz noch ein eigenes Gesicht,
noch irgendeine besondere Gabe verliehen, o Adam,
damit du jeden beliebigen Wohnsitz, jedes beliebige Gesicht
und alle Gaben, die du dir sicher wünschst,
auch nach deinem Willen und nach deiner eigenen Meinung
haben und besitzen mögest.

Den übrigen Wesen ist ihre Natur
durch die von uns vorgeschriebenen Gesetze bestimmt
und wird dadurch in Schranken gehalten.

Du bist durch keinerlei unüberwindliche Schranken gehemmt,
sondern du sollst nach deinem eigenen freien Willen,
in dessen Hand ich dein Geschick gelegt habe,
sogar jene Natur dir selbst vorherbestimmen.
Ich habe dich in die Mitte der Welt gesetzt,
damit du von dort bequem um dich schaust,
was es alles in dieser Welt gibt.

Wir haben dich weder als einen Himmlischen
noch als einen Irdischen, weder als einen Sterblichen
noch als einen Unsterblichen geschaffen,
damit du als dein eigener, vollkommen frei und
ehrenhalber schaltender Bildhauer und Dichter
dir selbst die Form bestimmst, in der du zu leben wünschst.

Es steht dir frei, in die Unterwelt des Viehes zu entarten.
Es steht dir ebenso frei, in die höhere Welt des Göttlichen dich
durch den Entschluss deines eigenen Geistes zu erheben.“

Was wird aus Menschen, die ohne menschliches Umfeld aufwachsen? Experimentell kann diese Frage aus ethischen Gründen selbstverständlich nicht geklärt werden; von großem wissenschaftlichen Interesse sind deshalb Fälle, wo Kinder aufgefunden wurden, die aufgrund von Kriegswirren, Kindesweglegungen oder anderen Ursachen ohne bzw. mit sehr eingeschränktem Bezug zu anderen Menschen aufgewachsen sind.

IST ERZIEHUNG NOTWENDIG?

(Aus: Dieter E. Zimmer, Experimente des Lebens. Haffmans Verlag, Zürich 1989, S. 34-36 gekürzt)

Auf einer Missionsreise durch den Dschungel, einige hundert Kilometer westlich von Kalkutta, hörte der katholische Geistliche J.A.L. Singh 1920 in einem Dorf, in der Nähe spuke ein gräulicher Geist. Er begab sich an den Ort des Spuks und wartete dort auf einem Hochstand. Tatsächlich erschien etwas höchst Sonderbares. Aber es war kein Gespenst, es waren zwei erwachsene und zwei junge Wölfe, die aus ihrem Bau kamen. Aber dann kam noch etwas. »Dicht hinter den Jungen kam der Geist, ein schrecklich aussehendes Wesen: Es hatte Hand, Fuß und Körper wie ein Mensch; aber der Kopf war ein großer Ball von irgend etwas, was die Schultern und einen Teil des Oberkörpers bedeckte und nur die scharfen Umrisse eines Gesichts freiließ, und dieses Gesicht war das eines Menschen. Auf den Fersen folgte ihm ein anderes grässliches Geschöpf, das genau wie das erste aussah, nur etwas kleiner war [...]« Gerade konnte Singh seine Begleiter noch davon abhalten, auf die Geister zu schießen. Eine Woche später kam er zurück, vertrieb die Wölfin aus dem Bau (sie wurde mit einem Pfeil getötet), fand darin zwei junge Wölfe (sie wurden verkauft), ängstlich zusammengeschelt mit zwei kleinen Mädchen (sie nahm er mit in sein Waisenhaus in Midnapore). [...]

Das ältere der beiden Wolfsmädchen - Kamala genannt - war etwa acht, das jüngere - Amala - wurde auf anderthalb geschätzt. Amala starb nach knapp einem Jahr im Waisenhaus (und ihre Schwester zeigte sich bei ihrem Tod tief verstört), Kamala lebte noch neun Jahre und starb 1929 an Urämie, etwa siebzehn Jahre alt.

Beide liefen anfangs nur auf allen vieren: langsam auf Händen und Knien, aber auf Händen und Zehen, wenn es schnell gehen sollte. Erst nach fast drei Jahren im Waisenhaus und unter größten Mühen lernte Kamala ohne Hilfe auf zwei Beinen zu stehen; wenn sie es eilig hatte, ließ sie sich bis zu ihrem Tod auf alle viere hinab.

Anfangs mochten sich beide nicht baden und waschen lassen. Hitze und Kälte spürten sie nicht. Kleidung rissen sie sich vom Leib; der Lendenschurz musste ihnen festgeknotet werden. Erst als sie in die Pubertät kam, begann Kamala an Kleidung Gefallen zu finden.

Ihre Nahrung schlappten sie zunächst nur aus Schalen am Boden. Noch lange aßen sie nur rohes Fleisch, auch Aas, das sie mit unmenschlich scharfer Nase schon von weither rochen und vom dem sie sogar Geier verjagten. 1922 beobachtete man, wie Kamala ein totes Huhn fand und mit ihm sofort ins Gebüsch lief, wo sie es offenbar fraß - als sie wenig später wieder hervorkam, hingen ihr noch einige seiner Därme aus dem Mund. Noch lange stahl sie Fleisch wo immer möglich. Erst 1925 gewöhnte sie sich an Gesalzenes.

In der Dunkelheit sahen beide vorzüglich, und sie war ihnen lieber als das Tageslicht. Den Tag verbrachten sie meist dösend und in eine Ecke starrend, gegen Abend wurden sie munter. Nachts strichen sie furchtlos draußen umher; um zehn, ein und drei Uhr stießen sie regelmäßig ein heiseres Geheul aus, das sich zu einer Art schrillen Klageruf steigerte. Erst ab 1928 entwickelte Kamala die menschenübliche Furcht vor der Dunkelheit.

Zunächst hielten beide die Menschen offenbar nicht für Artgenossen, sondern fühlten sich viel mehr zu Hunden und anderen Tieren hingezogen. Menschen mieden sie; sie fauchten sie an, kratzten sie, bissen sie. Beide mussten regelrecht gezähmt werden. Erst ab 1927 rechnete sich Kamala eindeutig zu den Kindern. Insgesamt schien Amala, die jüngere, das Menschsein leichter und schneller zu lernen.

Sehr langsam gewann Kamala etwas Sprache. Nach zwei Jahren sagte sie »bhu, bhu«, wenn sie Durst hatte. Nach vier Jahren verschwand sie den Sinn von Fragen und benutzte selber sechs Wörter. Nach sechs Jahren war ihr aktives Vokabular auf etwa dreißig Wörter für die Dinge ihrer Umgebung angewachsen, nach sieben bildete sie Kurzsätze [...]. Verglichen mit der normalen kindlichen Sprachentwicklung, verlief ihr Spracherwerb außerordentlich langsam und ineffektiv.

»VERTREIBUNG« AUS DEM PARADIES ODER »ENTLASSUNG« IN DIE FREIHEIT?

(Aus: Das erste Buch Mose (Genesis), Paradies und Sündenfall. Das Alte Testament, Luther Übersetzung, Stuttgart 2000, gekürzt)

Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen Osten hin und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte. Und Gott der Herr ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, verlockend anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.

[...]

Und Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaute und bewahrte. Und Gott der Herr gebot dem Menschen und sprach: Du darfst essen von allen Bäumen im Garten, aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn an dem Tag, da du von ihm isst, musst du des Todes sterben.

[...]

Aber die Schlange war listiger als alle Tiere auf dem Felde, die Gott der Herr gemacht hatte, und sprach zu der Frau: Ja sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allen Bäumen im Garten? Da sprach die Frau zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret sie nicht an, dass ihr nicht sterbet! Da sprach die Schlange zur Frau: Ihr werdet keineswegs des Todes sterben, sondern Gott weiß: an dem Tag, da ihr davon esst, werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott und wissen, was gut und böse ist.

Und die Frau sah, dass von dem Baum gut zu essen wäre und dass er eine Lust für die Augen wäre und verlockend, weil er klug machte. Und sie nahm von der Frucht und aß und gab ihrem Mann, der bei ihr war, auch davon und er aß. Da wurden ihnen beiden die Augen aufgetan und sie wurden gewahr, dass sie nackt waren, und flochten Feigenblätter zusammen und machten Schurze.

[...]

Und Gott der Herr sprach: Siehe der Mensch ist geworden wie unreiner und weiß, was gut und böse ist. Nun aber, dass er nur nicht ausstrecke seine Hand und breche auch von dem Baum des Lebens und esse und lebe ewiglich! Da wies ihn Gott der Herr aus dem Garten Eden, dass er die Erde bebaue, von der er genommen war. Und er trieb den Menschen hinaus und ließ lagern vor dem Garten Eden die Cherubim mit dem flammenden blitzenden Schwert, zu bewachen den Weg zum Baum des Lebens.

Der folgende Text stellt ein prägnantes Beispiel für die in den letzten Jahren um sich greifende, naturwissenschaftlich legitimierte Ansicht dar, dass der Mensch letztendlich von den Natur – sprich: von seinen Genen – gesteuert wird und die Vorstellung, soziale Gegebenheiten im Sinne ethischer Kriterien gestalten zu können, in den Bereich der Illusionen verwiesen werden muss. Motto: „Die verschiedenen Ideen für eine sozial gerechte Welt sind ja alle recht nett, aber der Mensch ist halt nicht so.“

DER FREIE WILLE IST EINE ILLUSION

(Aus: „DER STERN“, 9. April 2002, gekürzt)

Die Überzeugung, frei entscheiden zu können, ist der Kern unseres Seins: Der freie Wille unterscheidet den Menschen vom Tier. Doch im Gehirn, dort, wo seit langem der Geist im Körper vermutet wird, ist davon nichts zu finden. Im Gegenteil: Je besser die Forschung die komplexen Prozesse im Gehirn versteht, desto weniger bleibt übrig von der Vorstellung, »ein freier Mensch« zu sein.

Nach dem gegenwärtigen Stand der Hirnforschung ist klar: Das Gefühl, eine Entscheidung getroffen zu haben, ist – um es überspitzt zu sagen – Einbildung. »Neurobiologisch gesehen gibt es keinen Raum für Freiheit«, sagt Wolf Singer, Direktor des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung in Frankfurt am Main. »Das, was wir als freie Entscheidung erfahren, ist nichts als eine nachträgliche Begründung von Zustandsveränderungen, die ohnehin erfolgt wären.«

Sein US-Kollege Michael Gazzangia formuliert es provokanter: »Wir sind die Letzten, die erfahren, was unser Gehirn vorhat.« Dass dies so ist, habe eine lange Reihe von Experimenten bewiesen. Der US-Forscher Benjamin Libet will sogar den zeitlichen Abstand zwischen Handlung und vermeintlichem Willensentschluss gemessen haben: Das Gefühl, eine Bewegung absichtlich ausgeführt zu haben, sagt er, stellt sich exakt 350 Millisekunden nach der Bewegung ein.

Deprimierend findet Singer diesen Befund indes nicht: »Was ich als nächstes tue, ist die Folge dessen, was ich bin«, erklärt er. Das Hirn entscheide nicht willkürlich, sondern auf der Grundlage vorher gesammelter Erfahrungen. »Das Gehirn hat also durchaus die Initiative. Es reagiert nicht nur wie eine Maschine auf Reize von außen.«

In diesem individuellen Sein scheint der Schlüssel zu liegen zum letzten großen Rätsel der Hirnforschung: Wo im Gehirn sitzt der Geist? Auf die uralte Frage »Woher kommt das Bewusstsein?« haben die Hirnforscher nicht den Schimmer einer Antwort. Irgendwo zwischen den Hirnwindungen müsse es eine Stelle geben, an der alle Informationen zusammenlaufen, wo verglichen und entschieden wird, meinte man früher. Genau dort vermutete man den Sitz all dessen, was über den Körper hinausgeht. Heute ist klar: Ein solches Zentrum gibt es nicht, das Hirn arbeitet dezentral. »Naturwissenschaftlich ist es in keiner Weise einzusehen, wie aus dem Zusammenwirken von Atomen Bewusstsein entstehen kann«, meint Singer. »Und doch weiß jeder, dass es existiert.«

Mit diesem Widerspruch müsse die Menschheit leben lernen, sagt der Wissenschaftler: »Wir werden uns daran gewöhnen müssen, dass es zwei sich widersprechende, aber zutreffende Beschreibungsmodelle gibt: auf der einen Seite die subjektiven Befindlichkeiten, auf der anderen der naturwissenschaftliche Befund.« Man habe ja auch akzeptiert, dass die Erde eine sich drehende Kugel ist, obwohl man täglich sehe, dass die Sonne auf der einen Seite aufgeht und auf der anderen unter.

Dennoch erschüttern diese Erkenntnisse unser Selbstverständnis im Mark. Verabschiedet man sich vom Konzept des freien Willens, muss die Gesellschaft die Konsequenzen tragen. »Wir müssen den Umgang mit Fehlverhalten, Schuld und Strafe überdenken«, mahnt Singer. Natürlich könne man nicht alle Verbrechen damit entschuldigen, dass der Täter sozusagen »nichts dafür kann«. Not tue aber ein neuer Blickwinkel, glaubt der Forscher. »Im Vordergrund stehen muss der Schutz der Gesellschaft und der Schutz des Täters vor sich selbst.«